

Neue Zürcher Zeitung

Abgeschottet im Altersheim beten die Bewohnerinnen, dass es gut kommt

Um die Intensivstationen zu entlasten, fordert die Zürcher Gesundheitsdirektion die Alters- und Pflegeheime auf, ihre am Coronavirus erkrankten Bewohner wenn möglich nicht zu hospitalisieren. Was sinnvoll klingt, hat eine Kehrseite.

Dorothee Vögeli

11.04.2020, 05.05 Uhr



Hat sich das Coronavirus einmal im Pflegeheim eingemischt, lässt sich die Ausbreitung kaum stoppen.

Karin Hofer / NZZ

Sie wolle nicht jammern, aber etwas eingeschlossen fühle sie sich schon, sagt eine 90-jährige Bewohnerin des Alterszentrums Sydefädeli in Zürich. Vor einem Monat durfte sie noch hinunter an die Limmat, um all ihre Sorgen flussabwärts zu schicken, wie sie damals der NZZ erzählte. Inzwischen herrscht ein striktes Ausgangsverbot, gegessen wird mit einem Sicherheitsabstand von zwei Metern, das Personal und sogar Heimleiter Douglas Smith tragen Gesichtsmasken.

Was der lebhaften Dame am meisten zu schaffen macht, ist das Besuchsverbot für Angehörige: «Ich vermisse meinen Sohn und meine Tochter», sagt sie. Nutzt sie denn nicht die inzwischen in allen Stadtzürcher Heimen installierte Videotelefonie? «Um Himmels willen, nein! Ich telefoniere lieber ganz normal und schreibe Briefe.» Aber das

sei halt nicht dasselbe wie der direkte Kontakt, sagt sie. Die allermeisten der hundert Bewohnerinnen und Bewohner des Sydefädeli sehen das so. Nur einzelne nutzen das Skype-Angebot. Im Umgang mit neuen Technologien seien viele nicht geübt, sagt Heimleiter Smith.

Die strengen Vorschriften stellt niemand infrage. Alle ziehen mit, dankbar darüber, dass sie bis jetzt vom Coronavirus verschont wurden. «Wir können beten, wir haben ja Zeit», sagt eine andere Bewohnerin. In einem der 23 Städtzürcher Altersheime gab es inzwischen einen Ausbruch. Acht Bewohner wurden angesteckt, drei sind mittlerweile gestorben. Eine weit höhere Rate von Infizierten verzeichnen die acht städtischen Pflegeheime. Sie kümmern sich im Unterschied zu den Altersheimen mit ihrer noch meist rüstigen Klientel um hauptsächlich sehr gebrechliche und kranke Menschen. Achtzig Prozent der Pflegeheimbewohner sind dement.

Heime brauchen mehr Ressourcen

Laut Gabriela Bieri-Brüning, ärztliche Direktorin der städtischen Pflegezentren mit insgesamt 1600 Plätzen, lassen sich angesteckte Demenzkranke wegen ihres Bewegungsdrangs kaum isolieren. Sicherheitsleute wie etwa in Winterthur, die kontrollieren, dass niemand das Areal verlässt und das Virus ins Heim trägt, sind jedoch nicht im Einsatz: Wegen des Besuchsverbots sind die Ausgänge der Städtzürcher Pflegeheime generell geschlossen.

Schwierig umzusetzen ist die Vorschrift von Gesichtsmasken für infizierte Bewohner. Viele Demenzkranke würden die Masken sofort wieder entfernen, sagt Bieri. Anders als im Spital sei ein Covid-19-Ausbruch im Heim wegen der offeneren Strukturen schwieriger einzugrenzen; die Bewohnerinnen und Bewohner seien im Gegensatz zu den Alterszentren oft nicht dazu zu motivieren, im Zimmer zu bleiben, und würden sich auf den Abteilungen bewegen. Die Ansteckungsrate ist zudem höher als in den Alterszentren, weil es in den Pflegeheimen sehr viel mehr Doppel- als Einzelzimmer gibt, wie die Chefärztin Geriatrie der Stadt Zürich weiter ausführt.

Trotz rasant steigenden Infektionsraten sieht Bieri keine dramatischen Materialengpässe auf die Städtzürcher Heime zukommen. Im Unterschied etwa zum Kanton Tessin, wo Ärzte und Pflegenden ihre Gesichtsmasken zu Hause waschen und mit Skibrillen oder gar in Abfallsäcke gehüllt pflegen müssten, verhindere in Zürich die zentrale städtische Verteilung vergleichbare Zustände. Auch die

Hilfsladungen aus China würden gleichmässig auf die Spitäler und die übrigen Gesundheits- und Sozialeinrichtungen verteilt. Gesichtsmasken, Kittel, Handschuhe, Brillen und Desinfektionsmittel gebe es deshalb genug. Das schliesse aber nicht aus, dass manche private Heime auch im Kanton Zürich mit Wucherpreisen und Engpässen konfrontiert seien.

Denn nach wie vor hat die Ausrüstung der Spitäler Vorrang. Im Grundsatz leuchtet Bieri diese Priorisierung des Bundesamtes für Gesundheit wie der kantonalen Gesundheitsdirektion ein. Doch jetzt sei die Zeit reif, sich auf die ursprüngliche Risikogruppe zu besinnen, sagt die Stadtzürcher Chefärztin. Zur Risikogruppe gehören alte Menschen, viele von ihnen leben in Heimen. Weil es dort viel schwieriger ist als im häuslichen Umfeld, Infizierte zu isolieren, lautet Bieris klare Forderung: «Die Heime müssen mehr Ressourcen erhalten.»

Unterstützung ist ihres Erachtens vor allem auch deshalb geboten, weil die Zürcher Gesundheitsdirektion inzwischen alle Alters- und Pflegeheime anhält, wenn immer möglich Covid-19-betroffene Heimbewohner nicht zu hospitalisieren, um die Intensivstationen zu entlasten. Der Spitalaufenthalt müsse Aussicht auf einen Behandlungserfolg haben und eine Verlegung dem mutmasslichen oder tatsächlich geäusserten Willen der Betroffenen entsprechen, heisst es in einer Weisung. Alle übrigen Patienten seien im Heim und allenfalls palliativ zu betreuen.

Mit dieser Anordnung rennt die Gesundheitsdirektion bei den Fachleuten offene Türen ein: Schon lange sind die städtischen Pflegeheime dazu übergegangen, bereits beim Eintritt Patientenverfügungen auszufüllen. Steckt sich ein Bewohner mit dem Coronavirus an, aktualisiert und spezifiziert der Heim- oder Hausarzt die ursprünglichen Aussagen. Auch der Wille eines schwer Demenzkranken lässt sich laut Bieri zusammen mit den Angehörigen gut eruieren, man habe Erfahrung mit solchen Gesprächen.

Weil die Heime die Begleitung der meisten Covid-19-Patienten übernehmen und auf personelle und materielle Verstärkung angewiesen sind, ist Bieri momentan im Gespräch mit der Gesundheitsdirektion. Sie sei guten Mutes, sagt sie. Inzwischen betreiben zwei städtische Pflegezentren Covid-19-Abteilungen, denen Spitäler und Notfallstationen Patienten zuweisen, die keine Intensivpflege brauchen oder darauf verzichten. Auch die Altersheime sind froh über diese Möglichkeit. Laut Altersmediziner Sacha Beck, ärztlicher Leiter der städtischen Alterszentren mit gegen 2000 Bewohnerinnen und

Bewohnern, liessen sich bisher zwei demenzkranke Covid-19-Patienten nicht isolieren. Inzwischen wurden sie auf die spezialisierte Abteilung eines Pflegezentrums verlegt, die infizierte Demenzkranke betreut.

Kontakt zu Hausärzten ist schwierig

Was Beck momentan umtreibt, ist die Situation der Pflegeteams in den Alterszentren. Da die Bewohnerinnen und Bewohner das Heim nicht mehr verlassen, ist der direkte Kontakt zu den Hausärzten schwieriger geworden. Zudem machen nicht alle Hausärzte Hausbesuche. «Die Pflegeteams brauchen in dieser Krise viel mehr fachliche Unterstützung und Austausch», sagt Beck. Die zentralen Fragen lauten: Wer macht im Falle eines Covid-19-Verdachts einen Test? Wie wird isoliert? Wer spricht mit den Bewohnern über ihre Behandlungswünsche? Es braucht also mehr ärztliche Präsenz als vor der Pandemie.

Damit nun im Falle einer Ansteckung nicht der Notfallarzt und das Pflegeteam entscheiden müssen, haben Beck und die Geschäftsleitung der Alterszentren der Stadt Zürich eine Offensive gestartet und über 300 Hausärzte kontaktiert. Natürlich sei es schwierig, sich in einem Moment, in dem man die Angehörigen nur telefonisch einbeziehen könne, über das Lebensende eines Patienten zu sprechen, sagt Beck, der auch als Leitender Arzt an der Universitären Klinik für Akutgeriatrie am Stadtspital Waid tätig ist.

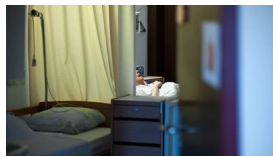
Die «ärztliche Notfallanordnung für Covid-19-Erkrankung» bietet allerdings eine gute Grundlage. Das zusammen mit dem Palliativmediziner Roland Kunz erarbeitete Papier beschränkt sich auf drei Fragen: Wünscht der Patient bei einer akuten Verschlechterung lindernde Massnahmen vor Ort und keine Verlegung ins Spital? Soll er auf die Intensivstation verlegt werden? Wünscht er eine Reanimation?

Für die 90-jährige Dame im Sydefädeli ist der Fall klar: «Ich hatte ein reiches, langes Leben. Ich möchte im Heim sterben.» Wie eine Mitbewohnerin, mit der sie seit sechzig Jahren befreundet ist, hat sie bei ihrer Hausärztin eine Patientenverfügung mit dieser Grundhaltung hinterlegt. Die Freundin, ebenfalls 90, sagt: «Ich habe keine Angst, angesteckt zu werden. Sorgen mache ich mir um alle, die nun Existenzängste haben, weil sie ihr Einkommen verloren haben.» Die beiden Frauen fühlen sich im Sydefädeli umsorgt und behütet. «Wir erhalten sehr viel Aufmerksamkeit.»

Genau das ist das Ziel von Heimleiter Smith. Weil die Angehörigen nicht

mehr kommen, sind alle Mitarbeitenden angehalten, sich mehr Zeit für Gespräche zu nehmen. Auch wer in der Hotellerie, in der Administration, in der Hauswartung oder als Reinigungskraft arbeitet, ist in die «Kommunikationsoffensive» eingebunden, wie Smith sagt. Wichtig sei nicht nur zuzuhören, sondern auch für Ablenkung zu sorgen, mit Lottospielen, Filmvorführungen und Aktivierungsprogrammen. Momentan stehen überall Blumen. Vor allem den Ostermontag möchte Smith feiern. «Der Auferstehungsgedanke gibt Energie», sagt er.

Mehr zum Thema



Viele Corona-Patienten sterben lieber in ihrem Pflegeheim als im Spital

Die acht Pflegezentren in der Stadt Zürich übernehmen eine wichtige Rolle bei der Entlastung der Spitäler. Deshalb wurden nun auch zusätzliche Plätze geschaffen und zwei Zentren mit Isolationsabteilungen ausgerüstet.

Adi Kälin 02.04.2020



Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.